

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 46 (1988)

Artikel: Der Seiler
Autor: Spycher, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Seiler

Albert Spycher

Die kleinen Diebe hängt man auf,
Die grossen lässt man laufen.
Wär umgekehrt der Welten Lauf,
Würd ich mehr Strick verkaufen.
Seilerspruch

Zur Geschichte des Seilerhandwerks

W. Weber-Partenheimer skizzierte in der Ciba-Geigy-Rundschau 197/1 einen Abriss über Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Seilergewerbes: Wandmalereien und Hieroglyphen vermitteln uns präzise Vorstellungen, wie schon um 2500 v. Chr. *im alten Ägypten* Seile gedreht worden sind. Ein Mann sitzt am Boden und formt aus Palmblättern, Binsen oder anderem Material das Faserband. Ein rückwärts gehender Knabe streckt es und gibt ihm die für den Zusammenhalt notwendige Drehung durch ein hängendes Gewicht. Er bringt dieses mit der Hand in eine Rotationsbewegung und hält es beim Rückwärtsgehen mit rhythmischen Bewegungen in Gang.

Eine der berühmtesten Ingenieurarbeiten *im griechischen und römischen Altertum* war die anlässlich des persischen Feldzuges gegen Griechenland im Jahre 480 v. Chr. erstellte 1350 Meter lange Pontonbrücke über die Dardanellen. Nachdem die erste Brücke durch den Sturm zerstört worden war, liess der Perserkönig Xerxes eine zweite bauen. Auf beiden Seiten der Schiffsreihe wurden zwei Taue aus weissem Flachs und deren vier aus Papyrus gespannt, die nach Herodot bei einem Metergewicht von 52 Kilogramm rund 220 Millimeter stark waren. Die alten Griechen und Römer stellten Seile aus Flachs, Hanf und Spartagras her, indem sie Fasern aus einem Rocken zupften oder als Vorgarn in der Weise verarbeiteten, dass man aus drei, sechs, neun, zwölf und mehr (bis 45) Fäden das Seil oder Tau drehte. Dass dabei das Seilerrad verwendet wurde, lässt sich nicht beweisen.

Denkt man an die grossen Flotten, die sowohl von den Griechen als auch von den Römern unterhalten wurden, so muss es nicht nur bei

diesen Völkern, sondern bei allen damaligen Seefahrernationen ein ausgedehntes Seilerhandwerk gegeben haben. Neben der Verwendung in der Schifffahrt besaßen Seile unter anderem auch eine grosse Bedeutung im Bauhandwerk. Beispielsweise wurden zur Erhöhung der Festigkeit von Lehmziegelmauern in gewissen Abständen Schilfmatten und -taue eingelegt.

Die Bewohner der *jungsteinzeitlichen Ufersiedlungen* an unseren Mittellandseen betrieben Ackerbau. Der Flachs lieferte ihnen nebst Bast und Birkenrinde das Rohmaterial für eine Fülle textiler Techniken, von denen zahlreiche, wenn auch meist nur fragmentarisch erhaltene Fundstücke von Gesponnenem, Gedrehtem, Gezwirntem, Geflochtenem und Gewobenem Zeugnis ablegen.

Dabei sind auch Fäden, Schnüre, Stricke und Seile, die schon von den «Pfahlbauern» für verschiedenste Zwecke benützt worden sind, beispielsweise zum Abdichten von Plankenschiffen.

Wie bei jeder handwerklichen Betätigung, darf auch bei der steinzeitlichen Seilerherstellung angenommen werden, dass sich besonders Begabte als Spezialhandwerker – Seiler – hervorgetan haben. Spuren frühzeitlichen Seilerhandwerks sind aus dieser Zeit allerdings nicht zum Vorschein gekommen.

Im europäischen Mittelalter tauchen zahlreiche Personen- und Strassennamen auf, die auf das alte Seilerhandwerk hinweisen. In Hamburg, wo die Reeperbahn an die frühere Seilerei erinnert, wird 1265 ein Ricardus repslegere erwähnt. 1365 lebte in Kassel ein Heinz Seilwinder. In Hannover gab es 1441 eine Zelewinderstrate, 1605 in Königsberg eine Refschlegergasse. Dass sich das reichlichen Raum erfordernde Seilerhandwerk am Stadtrand ansiedelte, bezeugen der Seilergraben in Zürich und Johann Peter Hebels «Erinnerung an Basel». Der alemannische Dichter dachte an die Seiler «by Sante Hans», im heutigen St.Johannsquartier:

«'s Seilers Rädli springt;
los, der Vogel singt...»

Als vermutlich älteste Seilerzunft Deutschlands ist um 1355 diejenige von Frankfurt a.M. nachweisbar. In Zürich waren die Seiler 1336 zu Schiffleuten zünftig und bildeten seit dem 16. Jahrhundert eine festgeordnete Handwerker-gesellschaft. In Basel gehörten die Seiler der Gärtnerzunft an und hatten dort Einfluss, stellten sie doch

Der Seyler.



Ich bin ein Seyler / der zum theil/
Kan machen die langen SchiffSeyl/
Auch Seyl zum bauw / dran man allein
Auffzieh Mörder / Zimmerholz vñ Stein/
Ich kan auch machen Garn vnd Nck/
Zur Jägeren vnd zu der Hek/
Darzu auch Fisch Nck / groß vnd klein/
Sonst auch allerley Strick gemein.

mehrere Vorgesetzte. In Luzern waren die Seiler der Safranzunft angeschlossen. Von 1474 bis 1561 durften sie auf der Kapellbrücke ihr Handwerk ausüben.

Entwicklung der Seilertechnik

Von besonderem Interesse für das Verständnis des Seilerhandwerks sind Webers Aufzeichnungen über die Entwicklung der Technik in diesem Gewerbe seit dem Altertum:

Im Gegensatz zu seinem altägyptischen Kollegen ging der Seiler im Mittelalter rückwärts, während der Gehilfe am Seilerrad für die zum Zusammenhalt der Fasern notwendigen Drehung verantwortlich war. Wann und wie sich die Umkehrung des Arbeitsverfahrens vollzogen hat, wissen wir nicht.

Der Seilerhaspel

Der Seilerhaspel ist das älteste nachgewiesene Hilfsgerät des Seilers und dient heute noch zum Aufwickeln der fertig gesponnenen Garne. Beim Spinnen kurzer Fäden konnte der Seiler auf einen Gehilfen verzichten. Er setzte den Haspel in Drehung und vollführte dann mit der Hand eine gleichmässige rhythmische Kreisbewegung, um über den bereits gesponnenen Faden das Gerät in Umlauf zu halten. Das Spinnen geschah auf zwei Arten. Beim Herstellen von dicken Fäden arbeitete der Seiler in sitzender Stellung und wickelte den gesponnenen Faden jeweils auf den Haspel. Der unendlich lange, auf den Haspel gewickelte Faden dürfte zur Anfertigung langer Seile oder Taue gedient haben. Bei der zweiten Methode wurden die Fäden auf eine bestimmte Länge gesponnen und in einem besonderen Arbeitsgang gleich zu Stricken verarbeitet.

Das Lauferrad

Eine bedeutende Verbesserung des Spinnens brachte das Lauferrad. Die Arbeit an diesem Gerät beschreibt «Das illustrierte Seilerbuch» von W. Denhöfer (Leipzig 1869) wie folgt: «Der Laufer oder Läufer ist

ein kleines Rad, welches vor dem Vorderrad den Vorzug hat, da es stets von dem Spinner selbst, ohne Gehülfen, umgedreht wird. Der Radkranz ist durch vier Speichen mit einer Nabe verbunden, welche lose und leicht drehbar auf dem als Achse dienenden eisernen Bolzen steckt. Letzterer, welcher vor dem Rade einen Kopf besitzt, ist mittels eines auf seinem hinteren Ende angebrachten Holzschraubengewindes in eine hölzerne Wand oder einen Ständer dergestalt eingeschraubt, dass er sich nach vorne herabneigt und mit der Horizontalen einen Winkel von 25–30 Grad bildet. Auf der Vorderfläche der Nabe sind drei eiserne Haken fest eingeschlagen, von denen aber jeweils nur einer in Gebrauch genommen wird. Die Umdrehung des Rades geschieht mittels des gesponnenen und in der Fortsetzung begriffenen Fadens selbst, indem dieser vom Arbeiter in taktmässiger Abwechslung scharf angezogen und wieder nachgelassen wird; und eben, um dies möglich zu machen, ist die schräge Lage des Rades wesentlich, weil sie allein beide Erfolge – Drehung des Rades vermittle des Fadens, und umgekehrt, Drehung des Fadens durch das Rad – vereinigt zu erzeugen vermag.»

Das Seiler- oder Vorderrad

Haspel und Lauferrad eigneten sich nicht für das Spinnen sehr langer Fäden, wie sie für die Seilfabrikation erforderlich sind. Es bedurfte dazu besonders konstruierter Spinnräder. Wann und wo diese entstanden sind, ist unbekannt, doch dürften sie bereits um 1300 gebräuchlich gewesen sein, wie ein Zunftwappen aus dem 14. Jahrhundert vermuten lässt. Ob eine Verbindung des Seiler- oder Vorderrades mit dem um diese Zeit in Deutschland für den Hausgebrauch aufkommenen Handspinnrades besteht, ist umstritten. Im Gegensatz zum Frauenspinnrad wird das Seilerrad durch eine zweite Person angetrieben. Anfangs gab es nur Räder mit einem Haken und ohne Übersetzung. Später gelang es, die Spinnengeschwindigkeit durch ein grosses Schwungrad und durch eine Übersetzung zu steigern. Besonders dünne Fäden erforderten viele Drehungen auf den Meter, um die notwendige Festigkeit zu erhalten. Noch später kamen dann die Räder auf, an denen mehrere Seiler gleichzeitig spinnen konnten, während ein Junge durch das Drehen des Rades die Runde erzeugte.

Die Spinnmaschine

1828 entwickelte Imler aus Scheidegg (Bayern) die Spinnmaschine, die vom Seiler selbst angetrieben wird: Eine endlose Leine wird über zwei Umlenkrollen und eine fest mit dem grossen Schwungrad verbundene Scheibe gespannt. Der Seiler verbindet sich mittels einer Hülse mit dieser Leine und nimmt sie beim Rückwärtsgehen mit, wodurch er den Spinnwirtel über die Treibschnur in Drehung setzt. Eine besondere Form der Maschine, die Frankfurter Spinnmaschine, wird heute noch zum Handspinnen in Handseilereibetrieben vorab für kurze, konische Stricke, Zugstrangen, Peitschen usw. verwendet. Ausserdem hat sie sich zum Schnüren bewährt, und es werden sogar dünnere Leinen damit verseilt. Eine schwedische Firma hat die Frankfurter Spinnmaschine zu Anfang dieses Jahrhunderts mit einem Elektromotor versehen, der gleichzeitig ein Seilgeschirr antrieb. Diese Einrichtung gestattete es, selbst ziemlich grobe Trossen zu schlagen.

Das Seilgeschirr

Das älteste bekannte Bild eines Seilgeschirrs findet sich in einer Pergamenthandschrift des Kunsthistorischen Museums in Wien (Codex 5014) aus dem Jahre 1420. Darin ist eine Seilerei abgebildet. Der Seiler steht auf einem Karren und dreht vier Litzen, die von einem Gewicht an der Hängerstange unter Spannung gehalten werden, zum Seil zusammen. Ihre Verkürzung während des Zusammendrehens wird durch das Hochziehen des Spanngewichts und Näherrücken des Wagens ausgeglichen. Eine durchlöchernte Scheibe, durch welche die Litzen geführt sind, dient als Lehre und reguliert das Zusammendrehen. Sie wird je nach Stärke der Litzendrehung während der Arbeit mehr oder weniger ruckartig vorwärts gedrückt.

Seilschlagen mit dem Tretrad

Eine wesentliche Verbesserung des Seilgeschirrs für die Herstellung dicker Taue beschreibt Bischof Fausto Veranzio im Werk «*Machinae novae*» (Venedig 1595 und 1605): «Bei den Instrumenten, welche man

in jetziger Zeit zu gebrauchen pflegt, um die grossen Schiffsseile durch Menschenhand zu drehen, kann dieses nicht ohne grosse Mühe geschehen, weil kein (mechanischer) Vorteil, sondern nur die Menschenkraft angewendet wird. Deshalb habe ich ein Instrument erfunden, welches durch mein Tretrad bewegt wird. Durch dieses Rad verrichtet ein Mensch mit Leichtigkeit mehr als ohne ein solches ihrer viele, die alle ihre Kräfte aufwenden.»

Nudel- und Kammgeschirr

In Deutschland sind die Arbeitsgänge der Seilherstellung im Allgemeinen Wörterbuch der Marine von J.H. Röding (Hamburg/Halle 1793 und 1796) beschrieben. Die Enzyklopädie Diderots und d'Alemberts (Paris 1751–1772) brachte ebenfalls solche Bilder und erklärenden Beschreibungen. Die Vorlagen zu den Kupfern bezogen sowohl Röding als auch Diderot aus dem ersten Fachbuch der Seilerei von M. du Hamel du Monceau (*Traité de la fabrique des Manœuvres pour les voissaux ou l'Art de la Corderie perfectionné*, 1747). Darin ist das Seilgeschirr als dicker Balken mit Handkurbeln abgebildet. Für dünnere Seile diente eine andere Ausführung dieses «Warbelgeschirrs», oder, wie es später genannt wurde, des «Nudelgeschirrs». Über die gekröpften Kurbeln wurde ein zweites Brett gesteckt, so dass ein Arbeiter alle drei oder vier Kurbeln gleichzeitig drehen konnte. Dies war allerdings nur bei dünnen Leinen möglich. Zahlreiche Seilgeschirre mit Zahnradantrieb bzw. -übersetzung, sogenannte «Kammgeschirre», dienten später zur Herstellung mässig starker Seile und Leinen. Nach Sprengels Beschreibung in «Handwerk und Künste» (1774) gleicht ein solches eisernes Geschirr einer grossen Winde: «In der Mitte eines eisernen Kastens läuft ein Stirnrad, so mit einer Kurbel umgedreht werden kann. Die 24 Zähne dieses Rades greifen in vier Getriebe, die voneinander in gleicher Entfernung abstehen. Die Welle jedes Getriebes steht vorne vor dem Kasten vor und trägt in einer Öse einen Gliedhaken, an welchem beym Zusammendrehen eines Seiles die Litzen befestigt werden.» Die noch heute gebräuchlichen Kammgeschirre haben eine Übersetzungsmöglichkeit; es lassen sich darauf Seile bis zu 55 mm Durchmesser herstellen.

Die Flachsspinnmaschine

Im Jahre 1810 patentierte der französische Ingenieur Philippe-Henri de Girard ein Patent auf die erste brauchbare Flachsspinnmaschine, deren Arbeitsprinzip heute noch gültig ist. Aufgrund dieses Systems begann man 1857 in Deutschland mit der Konstruktion von Maschinen für die Bindfadenherstellung. Die Handspinnerei als Vorstufe der Seilfabrikation war damit überflüssig und die weitgehend maschinelle Fertigung von Stricken und Tauen im Prinzip möglich geworden.

Die Seilschlagmaschine

Die Suche nach einem Seil, dessen Fäden eine gleichmässige Spannung aufweisen, brachte den dänischen Kaufmann Johann Daniel Belfour aus Helsingör auf den Gedanken, die Seilherstellung zu mechanisieren. Für die von ihm erfundene Seilschlagmaschine erhielt er 1793 eine sogenannte «Alleinrechtsbewilligung». Ein darauf hergestelltes 3½ Zoll (29,2 mm) starkes Seil riss bei einer Belastung von 25,1 Schiffspfund (4016 kg), während ein gleich starkes, aus gleichem Garn nach alter Seilermanier gefertigtes Seil schon bei 14,8 Schiffspfund (2368 kg) riss.

Im selben Jahre wie Belfour erhielt auch der Engländer Joseph Huddart ein Patent für die mechanische Herstellung von Seilen. Seine Maschine war überlegen und wurde von ihm selbst und von späteren Konstrukteuren verbessert. Die für den Zusammenhalt notwendige Drehung wurde nicht mehr wie bisher über die einzelnen Fäden erteilt, sondern ging vom Seildrehwagen aus. Für die nach diesem Arbeitsprinzip des Austreibens hergestellten Seile bürgten sich die Bezeichnungen «Patent-Tau» oder «Patent-Seil» ein. Diese waren bis nach 1920 üblich. 1799 schlug Huddart mit einem zweiten Patent eine ganz andere Richtung ein, berichtet Weber: Weil die Drehung bei grösserer Entfernung des Verseilpunktes vom Ausgang gewisser Schwankungen unterliegt bzw. nicht mehr die erforderliche Genauigkeit haben kann, sollten die erzeugten Seile oder Litzen laufend auf Scheibenspulen gewickelt werden. Mit Maschinen dieser Bauart und mit diesem Verseilprinzip wird heute gearbeitet.

Wir verlassen hier die industrielle Seilherstellung und wenden uns wieder dem alten Handwerk zu.

Bäuerliche Seilerei

Die Filmabteilung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde filmte im Jahre 1963 die Arbeit des damals sechzigjährigen Seilers Emil Hardegger, genannt Hülsch-Emil, im st. gallischen Gams-Gasenzen. Hardegger betrieb ein landwirtschaftliches Heimwesen. In der stilleren Zeit wirkte er als Seiler und Holzer. Er hatte das Gewerbe vom verstorbenen Bruder Toni übernommen, der seinerseits von einem 1840 geborenen Onkel in die Seilerei eingeweiht worden war. Th. Gubser verfasste ein Begleitheft zu den Filmaufnahmen. Aus dieser Publikation erfahren wir, wie beim vor etwa 10 Jahren verstorbenen Hülsch-Emil ein Seil entstand.

Zuerst wird *das Hecheln* festgehalten, bei welcher Arbeit der Handwerker eine Puppe Rohhanf mehrmals durch die Zähne des Hechelkammes zieht. Auf diese Weise entsteht ein feinfaseriger, spinnfertiger Puppenschwanz. Der beim Hecheln anfallende Abfall, der «Chuder», wird weggelegt.

Nun folgt *das Spinnen* der einfachen Schnur, des Garnes. Während der Seiler «aufschürzt», das heisst, die Puppenfasern in einer Schürze vor seinem Leib ausbreitet, nimmt am Ende der Seilerbahn die Frau als Gehilfin bei der Spinnmaschine Platz. Nachdem eine Faserschleife an einen der sechs Spindelhaken gehängt worden ist, beginnt die Frau behutsam das Treibrad zu drehen. Der Seiler lässt die Faser gleichmässig zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand gleiten, führt laufend neue Fasern aus dem Schürzeninhalt hinzu und geht dabei langsam rückwärts. Die rechte, mit einem Spinnlappen geschützte Hand, formt gleichermassen die Schnur. Hat diese die vorgesehene Länge erreicht, wird die Faser abgerissen. Während winters im Schutze der Seilerbahn vorab kurze Ware hergestellt wird, muss der Seiler im Sommer bei der Anfertigung langer Seile und Schnüre manchmal bis hundert Meter weit ins Freie hinaus treten. Damit die Schnur auf gleicher Höhe, in gleicher Richtung und Spannung bleibt, wird sie über Holzarme oder Seilerböcke geführt.

Nach dem *Aufhaspeln* folgt das *Zwirnen*. Hat der Seiler beim Spinnen die Faser nur an einem Haken des Spinnrades befestigt, so hängt er nun zwei oder mehr Schnüre an eine entsprechende Anzahl Haken. Ein ausgedienter eiserner Kinderschlitten dient (wie beim nachfolgenden Seilen der Seilerwagen oder Seilerbock) als Gegenzug.

Sobald die Frau das Hebelrad dreht, drehen sich auch die Spinnhaken und die daran befestigten Spinnschnüre. Beim Überdrehen wird die entstehende Zwirnschnur kürzer als die ursprüngliche Länge der Spinnschnüre. Dadurch wird der Schlitten langsam nachgezogen. Damit der Zopf oder Zwirn nicht zu locker oder zu lang gerät, schiebt der Seiler das eiförmige Scheidholz zwischen die Spinnschnüre. Dieses Gerät hält die Schnüre gleichmässig auseinander. Fällt der Zwirn dennoch zu weich oder zu locker aus, muss die Gehilfin schneller drehen, «mehr Draht geben». Die gezwirnte Schnur wird noch mit einem Drahtstriegel geschrubbt und über Nacht im Brunnen geweicht, mit einem Rossschwanz abgerieben, poliert und zum Trocknen aufgehängt.

Hardegger zeigte dem Volkskundler auch *das Seilen* oder *Seilschlagen* mit der Abseilmaschine und dem Seilerwagen. Die zeitraubendste Arbeit ist das vorbereitende Binden oder Schlaufen von 12 Fäden, die je zu dreien vier Litzen ergeben. Der Seiler begibt sich zum Seilerwagen, wo er zwischen die Litzen das Scheidholz schiebt, durch dessen vier Rillen je 3 Fäden ziehen. Deren Spannung wird durch den Gegenzug bewirkt, den das Eigengewicht des Seilerwagens ausübt. Wie beim Zwirnen verkürzt sich während des Seildrehens die Länge der gespannten Fäden; deshalb muss der Seilerwagen dieser Verkürzung nachgeben. Er bewegt sich langsam Richtung Abseilmaschine und übt zugleich einen retardierenden Gegenzug aus, wodurch das Seil gestreckt wird. Auch hier ruft der Seiler nach «mehr Draht», wenn die Windungen zu locker und zu lang werden. Vom Meister mit der Hand geführt, wird das Scheidholz von den sich überlitzenden Fädengruppen nach vorn geschoben. Bei den Haken der Abseilmaschine angelangt, springt es selbst aus den Windungen heraus. Das fertig geschlagene Seil verbleibt noch in der Spannung, bis es «geputzt», das heisst, mit Weizenstärke imprägniert ist, so dass es erstarrt und glänzt. Jetzt kann das Seil ausgehängt und an den Enden mit Spagat (Bindfaden) eng umwunden werden, damit es nicht ausfranst. Als letzter Arbeitsgang erfolgt *das «Lätschen»* am Lätschstock.

Seit dem Tode Emil Hardeggers betreibt dessen Witwe die Seilerei. Wenn sie dereinst das Antriebsrad aus der Hand gibt, wird der Sohn Beat an ihre Stelle treten. Schon heute sind die Grosskinder mit dem Gewerbe vertraut, und man macht sich über dessen Fortbestand keine

Sorgen. Der Seilerbetrieb ist weitherum bekannt und zieht interessierte Besucher aus allen Volksschichten an.

Seilermeister Alfred Herzog in Willisau

An seinem Idiom erkennt man rasch, dass die Wiege Alfred Herzogs nicht an der Wigger gestanden hat. 1928 im nahen bernischen Gondiswil als Sohn eines Kleinbauern und Seilers geboren, brachte er dort seine neun Primarschuljahre hinter sich. Da der Knabe mit der Seilerei gleichsam aufgewachsen war, lag es nahe, diesen Beruf zu erlernen. Mit seiner Lehrfirma Kuert & Co. in Langenthal steht Herzog noch heute in Verbindung.

Der junge Seiler musste die erste auswärtige Anstellung bei Aregger in Beromünster wegen der Erkrankung seines Bruders abbrechen und im väterlichen Betrieb mitarbeiten. In dieser Zeit lernte er den Seiler Hunziker in Willisau kennen. Jener wollte sich altershalber aus dem Berufsleben zurückziehen, und so ergab es sich, dass Alfred Herzog 1954 den Betrieb Hunzikers übernehmen und sich in Willisau niederlassen konnte.

Die Seilerei Herzog ist leicht zu finden. Wenn man die Hauptgasse durch das Obertor verlässt und gleich rechts die Wigger überquert, steht man vor dem schmucken Geschäfts- und Wohngebäude. Hier werkt Vater Herzog, unterstützt von seinem Sohn, der sich schon in jungen Jahren dem Verband Schweizerischer Seilereien im Vorstand und in der Lehrlingskommission zur Verfügung stellte. Es liegt nahe, dass der Junior die Firma eines Tages weiterführen wird. Heute könnte man sich die Firma nicht vorstellen ohne die Mitarbeit der weitherum als Makramee-Spezialistin bekannten Mutter Herzog. Seit kurzem bildet die Seilerei Herzog auch einen Lehrling aus. Selbst die jüngste Generation zeigt sich schon in den Betriebsräumen und vermag da und dort kleine Handreichungen zu leisten. Im reinen Familienbetrieb hilft noch der Bruder des Seniors in Gondiswil als Heimarbeiter mit. Ihm obliegt das Fertigmachen von Seilen und Stricken, das «Lätschen» (Schlaufen) und Binden.

Wer das Geschäft betritt, steht zunächst in einem gepflegten *Ladenraum*. Hier sind Produkte aus der eigenen Fabrikation nebst Handelsware und Makramee-Arbeiten ausgestellt. Von hier aus

erreicht man *zwei Werkstätten*. In der einen werden Hanf- und Kunststoffseile geschlagen, in der andern Drahtseile konfektioniert. Der *Keller* dient als Lagerraum und als Kurslokal für die Makramee-Arbeiten. Die oberen Stockwerke sind von der Seiler-Familie bewohnt. An der gedeckten Hinterfront des Hauses ist zwischen Kaninchenställen und Gartenbeeten eine *Seilerbahn* eingerichtet. Eine weitere offene Seilerbahn befindet sich in der Nähe der Liegenschaft. Hier lässt sich sommers im Schatten von Kastanienbäumen gut arbeiten; wenn es sein muss, aber auch im Winter bei Kälte und Schnee.

Das *Arbeitsgerät* ist rasch aufgezählt. Hier jahrzehntelang bewährtes Abseilgeschirr, der Lätsch-Stock, und dort die moderne automatische Litzen- und Abseilmaschine. Vater und Sohn Herzog verspinnen als natürliche *Rohmaterialien* belgischen Flachs, den sie aus Gewohnheit als Hanf bezeichnen. Seit der Hanfanbau in Italien zurückgegangen ist, kann von dort keine Rohware mehr bezogen werden. Die Italiener liefern stattdessen Garn aus chinesischem Hanf. Auch ein traditionsverbundener Handwerksbetrieb kommt ohne die billigeren *Kunststoffe* (Polypropylen, Nylon, Polyester) nicht mehr aus. Bei ausgezeichneter Qualität haben sie den Pflanzenfasern gegenüber den Vorteil, dass sie keine gesundheitsschädlichen Abfälle wie lungengefährdende Fäserchen und Staub produzieren. Die Kundschaft wünscht aber nach wie vor auch die teureren natürlichen Materialien, so dass die Kunststoffe den Hanf und den Flachs nicht verdrängen können.

Von den *Artikeln*, die Herzog herstellt, nennt er vorab die «*Samichlaus-Geisseln*». Altes Brauchtum aus dem Luzerner Hinterland, aus Kriens und Küssnacht a.R. hat für den Seilerbetrieb einen eigentlichen Erwerbszweig geschaffen. Als weitere Peitsche ist die «*Hüter-Geissel*» zu vermerken. Herzog fertigt sie für den bäuerlichen Bedarf in allen Teilen des Landes an. Verschiedenartig sind auch die *Seile und Stricke* für die landwirtschaftliche Tierhaltung: «Kalber-Hälsige», Halftern, Horn- und Halsseile. Auch in diesem Bereich vermögen Ketten und Kunststoffware die Pflanzenfaser nicht abzulösen. Ein wichtiger Auftraggeber ist das Militär. In der Armee werden die konisch gesponnenen und sorgfältig abgebundenen Schnürleinen wegen ihrer Weichheit und Dauerhaftigkeit sehr geschätzt. Nicht zu vergessen sind die Feuerwehren; für diese stellt Herzog Rettseile her.

Manche Einfamilienhausbesitzer wünschen starke Seile als *Handläufe* in ihren Treppenhäusern. Herzog hat sich darauf spezialisiert, diese Seile nicht nur herzustellen, sondern gleich zu montieren. Nicht alle modernen Wohnbauten sind kinderfreundlich; da und dort besteht Absturzgefahr für die Kleinen. Für solche Fälle gibt es *Netze*, dreieckige und trapezförmige, wenn es sein muss. Unsere Bildreportage zeigt Alfred Herzog beim Spinnen und Zwirnen einer Schnürleine auf der Seilerbahn hinter dem Haus, in der Werkstatt beim Abseilen einer Spitzstrange (Pferdegeschirr), sowie beim Lätschen und Spleissen.

Ein Beruf, bei dem man rückwärts geht, um vorwärts zu kommen. Alfred Herzog spinnt auf der Seilerbahn hinter dem Haus eine 4½ m lange Schnürleine. Er hat an einem Haken des Seilerrades Flachs aus seiner Arbeitsschürze festgemacht und spinnt nun, langsam rückwärts gehend, einen 13 m langen Faden. Vier solche Fäden ergeben dann die Litzen für die Schnürleine.

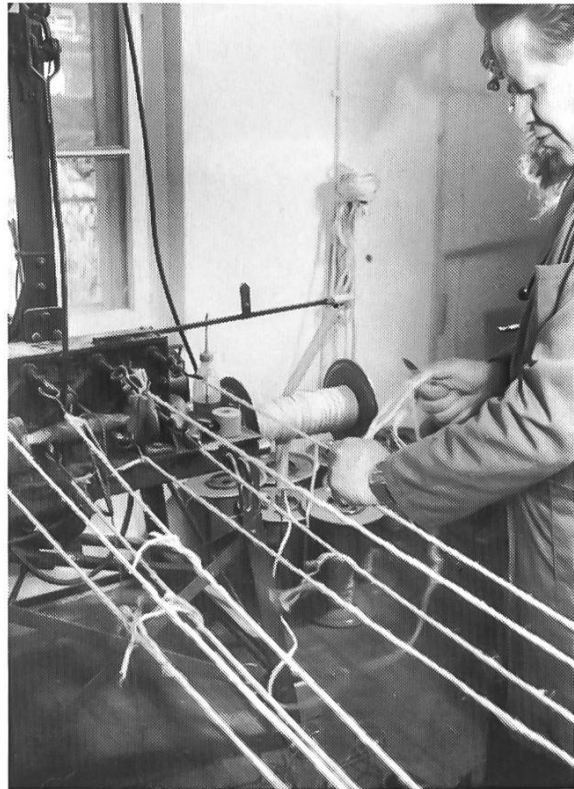


Der Seiler führt behutsam das Leit-
holz, welches durch die Verdrehung
der Litzen vorangetrieben wird.



Hier entsteht eine Spitzstrange für
das Pferdegeschirr. Im Vordergrund
die zwei Haken des Abseilwagens,
hinten zweimal vier Spinnhaken des
Abseilgeschirrs. Um jeden Haken des
Wagens sind zwei maschinengespon-
nene Hanflitzen zu sechs Fäden ge-
schlungen und an den Spinnhaken
befestigt. So können zwei Stricke
gleichzeitig gedreht werden. In der
Mitte das doppelte Leitholz, das die
Litzen auseinanderhält und beim
Verdrehen gegen die Spinnhaken zu-
fährt. Das Einfädeln der Litzen dau-
ert seine Zeit; den Rest besorgt die
Maschine innert Sekunden.

So entsteht ein konischer Strick. Die an den acht Spinnhaken des Abseilgeschirrs befestigten Litzen-Enden werden mit dem Taschenmesser «verdünnt». Beim Abseilen verjüngt sich dann der Strick gegen das Ende zu automatisch.



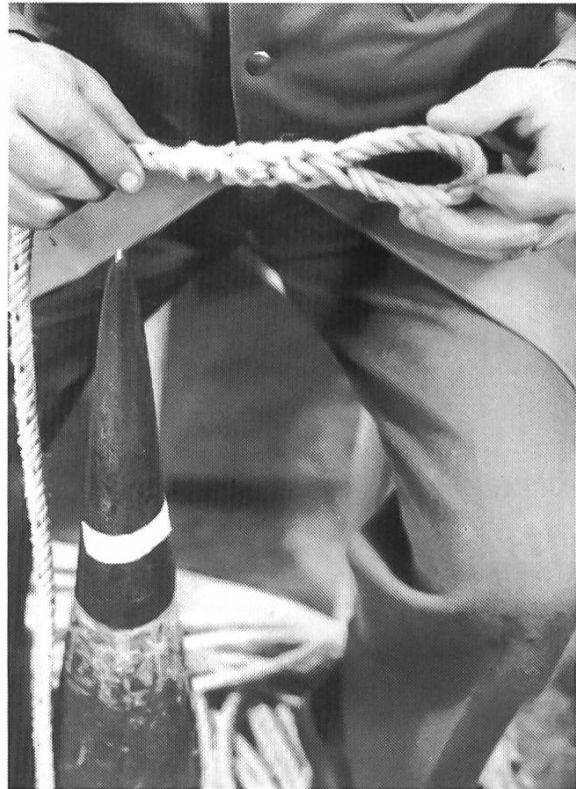
Herstellung einer Schlaufe am Lätsch-Stock. Das dünnere Ende des Strickes wird durch das «Auge» des dickeren gezogen.

Der Strick ist gelätscht.

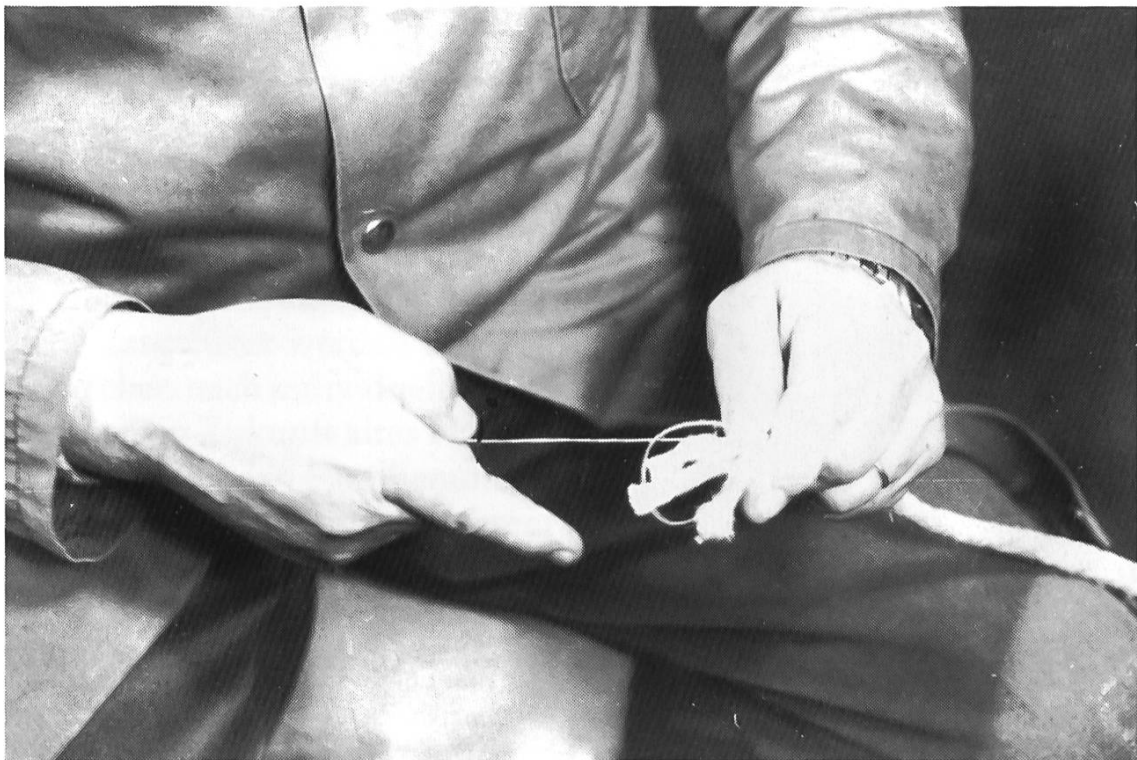


Spleissen eines Feuerwehr-Hilfs-
strickes.

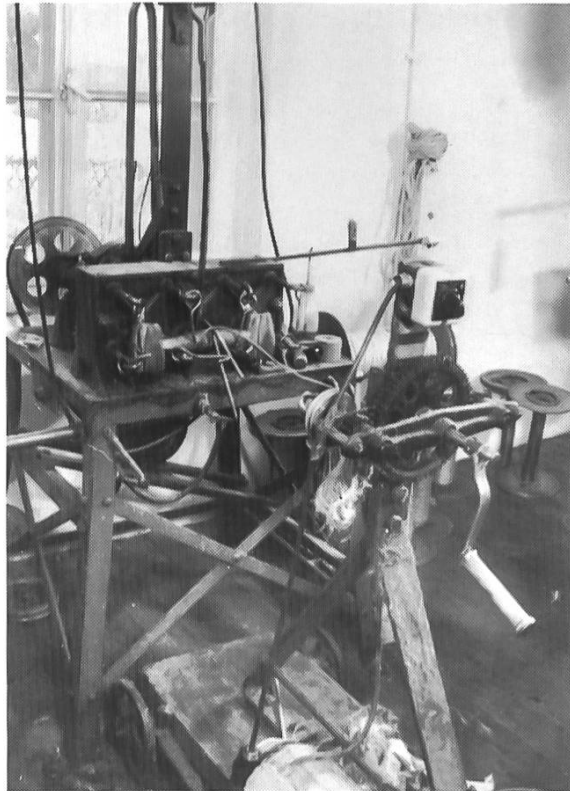
Sauber gespleisster Feuerwehr-Hilfsstrick.



Die Enden der Hanfseile werden mit Hanfbindfaden solide abgebunden, damit sie nicht ausfransen können. Hier entsteht ein «Überwurf».

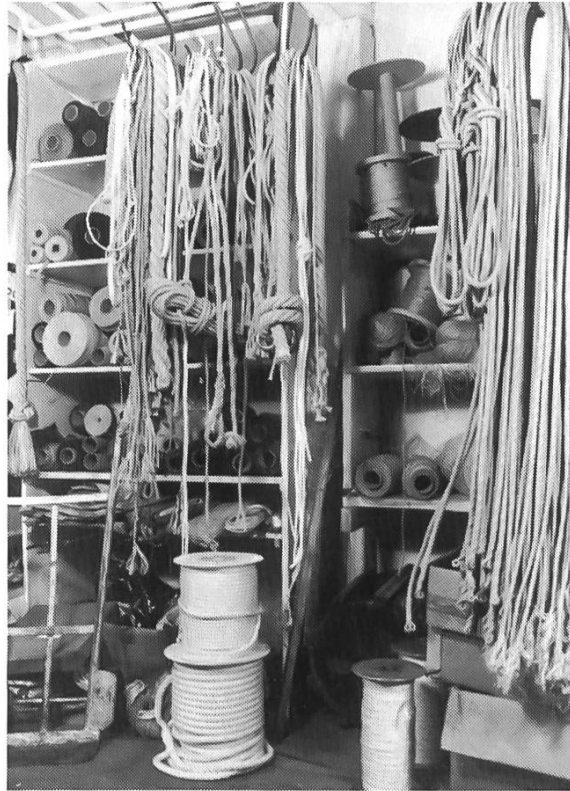


Stimmungsbild aus der Werkstatt. Abseilgeschirr und Abseilwagen werden heute mit einem Elektromotor betrieben.



Wenn das fertige Seil zwischen 800 und 850 Gramm auf die Waage bringt, ist es $4\frac{1}{2}$ m lang und hat die richtige Dicke.

Fertiggestellte Seilerwaren.



Alfred Herzog schätzt sein selbständiges Unternehmertum, wenn dies auch eine Sechzig- bis Siebzigstundenwoche bedeutet. Sein Erfolgsrezept sieht er in der Spezialisierung und Vielfältigkeit zugleich. Die Spezialisierung besteht beispielsweise darin, Arbeiten zu übernehmen, die von grösseren Industriebetrieben nicht oder nicht mehr ausgeführt werden können. Ihre Vielseitigkeit zeigen Herzogs im Streben nach individuellen Lösungsmöglichkeiten. Sie hoffen, dass sich auch in Zukunft altes Handwerk und moderne Fertigungsmethoden im blühenden Familienunternehmen ergänzen werden.

Unser Gewährsmann erinnert sich weder an einen besonderen alten Brauch im Seilergewerbe noch an eine spezielle Berufssprache oder an Handwerkssprüche. Nur dieses Geschichtchen ist ihm einmal zu Ohren gekommen: Der Teufel wolle keine Seiler mehr annehmen, weil einmal einer beim Rückwärtsgehen in ein Nest voller Junge «getrampet» sei.

Verwendete Literatur:

F.M. Feldhaus: Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker, Leipzig und Berlin 1914.

Th. Gubser: Die bäuerliche Seilerei, Heft 6 der Reihe Sterbendes Handwerk, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1965.

W. Weber-Partenheimer: Seile und Seilereimaschinen, in: CIBA-GEIGY-Rundschau, 1971/1, Basel 1971.

Materialien des Schweizerischen Wirtschaftsarchivs, Basel.

Fotos:

Rosmarie Spycher, Basel